

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Duras, Marguerite
Die Pferdchen von Tarquinia

Roman
Aus dem Französischen von Walter Maria Guggenheimer

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1269
978-3-518-37769-7

suhrkamp taschenbuch 1269

»Ferien in einem kleinen italienischen Ort südlich von Neapel, unweit des etruskischen Tarquinia. Von Sommerfrische keine Spur, statt Rekreation ein Rückfall ins Kreatürliche. Was die Sonne diesem Urlaub an Sinn nimmt, gewährt sie an Sinnlichkeit; auch der Campari bitter, der so reichlich wider Hitze und dumme Gedanken getrunken wird, kann nicht verhindern, daß die Vision des süßen Lebens sich einstellt.

›Du hättest Lust, mich zu betrügen, was?‹ fragt der Mann seine Frau. ›Ganz wie du‹, sagt Sara. Für Sara ist es Gelegenheit zur Flucht aus dem Alltag der Ehe – zur Ausflucht, wie sie tags darauf erkennt. Der Freund der Eheleute spricht es aus: ›Es gibt keine Ferien für die Liebe . . ., sowas gibt's nicht. Die Liebe muß man ganz leben samt ihrer Langeweile.«

Dieter Hildebrandt, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Marguerite Duras
Die Pferdchen von Tarquinia

Roman

In der Übersetzung von
Walter M. Guggenheimer

Suhrkamp

Titel der französischen Originalausgabe:
Les petits chevaux de Tarquinia, Gallimard, Paris 1953

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1986

suhrkamp taschenbuch 1269

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1960, 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37769-7

für Ginetta und Elio

Sara stand spät auf. Es war etwas über zehn Uhr. Die Hitze war da, unwandelbar sich gleichend. Man brauchte jeden Morgen immer einige Sekunden, um sich daran zu erinnern, daß man hier war, um Ferien zu verbringen. Jacques schlief, immer noch, das Kindermädchen auch. Sara ging in die Küche, schüttete eine Schale kalten Kaffee hinunter und ging dann auf die Veranda hinaus. Das Kind stand immer als erstes auf. Ganz nackt saß es auf den Stufen zur Veranda, überwachte gleichzeitig den Verkehr der Eidechsen im Garten und den der Boote auf dem Fluß.

– Ich möchte mit einem Motorboot fahren, sagte es, Sara erblickend.

Sara versprach es ihm. Der Mann, der ein Motorboot hatte, das, von dem das Kind sprach, war erst vor drei Tagen angekommen, und noch niemand kannte ihn recht. Immerhin versprach Sara ihrem Kind, es werde mit diesem Boot fahren. Dann holte sie aus dem Badezimmer zwei Steinkrüge mit Wasser und duschte das Kind ausführlich. Es war ein wenig abgemagert und es sah müde aus. Die Nächte brachten kaum Ruhe, nicht einmal den Kindern. Als die ersten Krüge leer waren, verlangte das Kind andere, und dann nochmal welche. Sie brachte sie. Es lachte, wiederauferstanden, unter dem kühlen Wasser. Als das erledigt war, wollte Sara, daß es sein Frühstück nähme. Hier hatten es die Kinder niemals sehr eilig mit dem Essen. Dieses Kind liebte Milch, und die Milch wurde hier sauer, schon um acht Uhr früh. Sara bereitete leichten Tee und das Kind trank ihn achtlos. Es weigerte sich zu essen, ganz gleich was, und begab sich wieder auf die Lauer nach Booten und Eidechsen. Sara blieb einen Augenblick neben ihm, dann raffte sie sich dazu auf, das Kindermädchen zu wecken. Das Mädchen brummte und rührte sich nicht. Das lag, wie alles andere, an der Hitze, und Sara beharrte ebensowenig darauf wie auf dem Frühstück des Kin-

des. Sie nahm eine Dusche, zog Shorts und eine Hemdbluse an und hatte, da sie ja in Ferien waren, nichts weiter zu tun als, neben dem Kind auf den Stufen zur Veranda sitzend, die Ankunft Ludis abzuwarten, der ihrer aller Freund war.

Der Fluß strömte nur ein paar Meter von der Villa entfernt, farblos, breit. An ihm entlang führte der Weg bis zum Meer, das ölig und grau dalag, fernhin sich breiten, hinter milchigem Nebel. Das einzig Schöne an diesem Ort, das war der Fluß. Der Ort selbst war es nicht. Sie hatten ihn, um die Ferien da zu verbringen, Ludis wegen aufgesucht, denn der liebte ihn. Es war ein kleines Dorf am Meer, am alten, verschlossensten, glühendsten Meer des Westens, dem von Geschichte beladenen wie kein anderes, und soeben noch war der Krieg über seine Küsten hingegangen.

Drei Tage war es her, genau drei Tage und eine Nacht, da war ein junger Mensch mit einer Mine hochgegangen, am Berg, oberhalb von Ludis Villa.

Am Tag nach dem Unglücksfall war der Besitzer jenes Motorbootes im Hotel eingetroffen.

Dreißig Häuser am Fuße des Berges, dem Fluß entlang, vom übrigen Land durch einen sieben Kilometer langen Feldweg getrennt, der hier, am Meeresufer, sein Ende fand. Das also war dieser Ort. Die dreißig Häuser füllten sich jedes Jahr mit Sommergästen aller Nationalitäten, Leuten, denen das gemeinsam war, daß Ludis Anwesenheit sie anzog, und daß sie alle gleichermaßen glaubten, es zu lieben, ihre Ferien an solchen Orten, in solcher Wildnis, zuzubringen. Dreißig Häuser und der Weg, der nur über hundert Meter makadamisiert war, eben den dreißig Häusern entlang, das war es, was Ludi zu lieben behauptete, was nicht zu verabscheuen Jacques behauptete, daß es nichts gleich sähe und so einsam sei und ohne alle Hoffnung, jemals größer zu werden, wegen der allzu steilen Berge und des allzu nahen Flusses, und das war es, was nicht zu mögen Sara behauptete. Hierher kam Ludi mit seiner Frau Gina seit zwölf Jahren. Hier sogar hatte er sie kennengelernt, es war mehr als zwölf Jahre her.

– Motorboote, sagte das Kind, das ist das Schönste auf der Welt.

Einzig und allein jener Mann war aus Zufall hierhergekommen, und keineswegs Ludi wegen. Eines Morgens war er mit seinem Außenbord-Motorboot dahergekommen.

– Wir werden schon noch auf dieses Boot kommen, sagte Sara.

– Wann?

– Bald.

Dem Kinde rann der Schweiß herunter. In ganz Europa war der Sommer glühend heiß. Hier aber mußten sie alle ihn erliden, am Fuße jenes Berges, der zu nah war, erstickend, so fand Sara. Zu Ludi hatte sie gesagt:

– Ich bin sicher, daß schon das andere Ufer kühler ist.

– Nun komme ich zwölf Jahre her, hatte Ludi gesagt, du verstehst nichts davon.

Jacques war ohne eigene Meinung, was den Unterschied zwischen den beiden Ufern anbetraf. Für Sara war es ausgemacht, daß ein kühler Wind dort jede Nacht wehen müsse. Das andere Ufer war, in der Tat, zwanzig Kilometer ganz flach, bis zu den Bergen, von denen am Tage nach dem Unglück die Eltern des Minensuchers gekommen waren.

Sie holte Wasser und benetzte die Stirn des Kindes. Glücklicherweise ließ es sich's gefallen. Seit drei Tagen, seit dem Unglück, vermied es Sara, ihr Kind zu küssen. Sie war eben damit fertig, es anzuziehen, als Ludi kam. Da war es schon etwas über elf Uhr. Jacques schlief immer noch, und das Kindermädchen auch. Kaum war Ludi da, suchte sich das Kind ein anderes Spiel. Es machte sich daran, da, wo sie es geduscht hatte, Kuchen zu formen.

– Tag, sagte Ludi, ich wollte dir einen kleinen Besuch machen.

– Tag, Ludi, du solltest Jacques wecken.

Ludi nahm das Kind auf seinen Arm, biß es ins Ohr, stellte es wieder auf den Boden und ging in Jacques' Zimmer. Kaum drinnen, öffnete er die Fensterläden.

- Wann willst du denn baden, wenn du jetzt nicht aufstehst?
- Das ist vielleicht eine Hitze, sagte Jacques.
- Es ist weniger heiß als gestern, sagte Ludi mit großer Bestimmtheit.
- Wann du wohl einmal aufhören wirst, die Leute auf den Arm zu nehmen.

Ludi litt nicht unter der Hitze, so wenig wie ein Feigenbaum, oder wie der Fluß. Er ließ Jacques in Ruhe wach werden und ging hinaus, um mit dem Kind zu spielen. Sara stand auf und ordnete ihr Haar. Ludi sprach von den Herrlichkeiten der Motorboote, die so rasch liefen wie Automobile. Auch er hatte sehr große Lust, mit dem Boot jenes Mannes zu fahren, ganz wie das Kind. Wie sie ihn so hörte, erinnerte Sara sich plötzlich dessen, was Ludi über sie gesagt hatte. Das war nun acht Tage her. Jacques hatte es ihr eines Abends weitergesagt, als sie sich gerade stritten. Am Tage nach jenem Streit, der an sich ohne Bedeutung war, nur daß er ihr eben Gelegenheit gab, zu erfahren, was Ludi über sie gesagt hatte, war das Unglück im Berg geschehen. Sie hatte bis zu diesem Morgen keine Muße gehabt, über die Worte nachzudenken, die Ludi über sie gesagt hatte. Des Unglücks im Berg wegen, und vielleicht auch wegen der Ankunft des Mannes mit seinem Boot.

- Kommst du mit uns baden? fragte Ludi.
- Ich weiß nicht. Übrigens, sind sie immer noch droben? Zwei Tage und drei Nächte lang hatten die Eltern des Minensuchers die Überreste des Körpers ihres Kindes zusammengesucht. Zwei Tage lang waren sie nicht davon abzubringen, glaubten, es müsse immer noch etwas da sein. Erst seit gestern suchten sie nicht mehr. Aber sie waren immer noch nicht weg, man wußte nicht genau, warum. Die Tanzabende hatten aufgehört. Die Gemeinde trug Trauer. Man wartete, daß sie weggingen.
- Ich war noch nicht dort, sagte Ludi, aber ich weiß von Gina, daß sie immer noch da sind. Ich glaube, was nicht klappt, ist, daß sie sich weigern, die Todeserklärung zu unterschreiben. Die Mutter besonders. Seit drei Tagen verlangt

man von ihr, zu unterschreiben, aber sie will nicht davon reden hören.

– Und sie sagt nicht, warum?

– Offenbar nicht. Warum kommst du nicht mit dem Kleinen baden?

– Die Hitze, sagte Sara. Und dieser blöde Weg, ohne einen einzigen Baum bis zum Strand. Ich ertrage ihn nicht mehr. Er ist mir zuwider, ich ertrag ihn nicht mehr.

Ludi senkte die Augen und zündete sich wortlos eine Zigarette an.

– Der einzige Baum, den es gab, fuhr Sara fort, ist der auf dem Platz. Sie haben es doch fertiggebracht, ihm alle Zweige abzuhauen. In diesem Land ertragen sie keine Bäume, soviel ist klar.

– Nein, sagte Ludi, der Makadam hat ihn umgebracht, ich habe es dir schon gesagt. Der Baum ist abgestorben, als man die Straße makadamisierte.

– Makadam hat noch keinen Baum umgebracht, sagte Sara.

– Aber ja, sagte Ludi ganz ernst, so war es. Das gebe ich dir zu, die Gegend ist nicht gerade gut für Bäume. Für Feigenbäume schon, und auch für Ölbäume, für kleine Lorbeerbäume noch, für die kleinen Mittelmeerbäume, ja, aber für die anderen, wie du welche möchtest, nein, für die ist das Land zu trocken. Aber dafür kann niemand.

Nun war es Sara, die nicht antwortete. Jacques war beim Aufstehen. Er stand in der Küche und trank seinen kalten Kaffee.

– Ich trinke den Kaffee und komme, sagte er zu Ludi.

– Vielleicht, fuhr Sara fort, bringt der Makadam wirklich Bäume um, das ist schon möglich; aber dann durften sie eben keinen am Fuße dieses Baumes legen.

– Die hatten keine Ahnung. Die Leute hier wissen wenig. So blieben sie einen Augenblick, ohne weiter zu sprechen. Das Kind paßte auf. Es interessierte sich auch für Bäume.

– Ich habe den Burschen in seinem Boot gesehen, sagte Ludi. Er putzte dran und putzte, gerade vor dem Hotel.

Sara mußte lachen.

– Natürlich möchte ich auf dem Boot spazierenfahren, sagte Ludi und lachte, aber nicht allein, mit euch allen. Er fügte hinzu: übrigens kennen wir ihn jetzt, den Burschen. Gestern kam er ganz gemütlich zum Boule-Spielen, auf einmal, er hat mit uns gespielt.

– Na und? Hast du ihm was gesagt wegen des Bootes?

– Immerhin, sagte Ludi, wir haben uns eben erst kennengelernt.

– Ich, sagte das Kind, ich geh mit Papa und Ludi baden.

– Nein, sagte Sara, es wäre mir lieber, du gingest heute früh nicht.

– Warum denn? fragte Ludi.

– Die Hitze.

– Ich geh, sagte das Kind.

– Sonne ist gut für die Kinder, sie vertragen sie sehr gut, sagte Ludi.

– Ich treib es sicher zu weit, du kannst gehen, wenn du magst, sagte sie zum Kind, du sollst tun, was du magst.

Solcher Art war Saras Freundschaft für Ludi, daß sie immer und in jedem Falle geneigt war, ihm zu vertrauen. Ungläubig sah das Kind sie an.

– Du kannst gehen, wenn du willst, wiederholte sie. Ganz wie ihr es alle wollt.

Das Kindermädchen kam aus dem Haus. Sie rieb sich nachdrücklich die Augen und sagte Ludi sehr freundlich Guten Morgen.

Die Männer zogen sie immer an, wie Milch die Katzen.

– Guten Morgen, Herr Ludi.

– Guten Morgen. Was steht ihr alle spät auf in diesem Haus.

– Bei der Hitze ist es unmöglich, ein Auge zuzumachen, also schläft man am Morgen, was bleibt einem übrig.

Sie ging in die Küche und bediente sich ihrerseits mit kaltem Kaffee. Jacques duschte im kleinen Badezimmer am Ende des Ganges. Ludi saß auf den Stufen zur Veranda und machte es

ganz deutlich, daß er auf den Fluß blickte. Sara saß neben ihm und rauchte, auch sie sah auf diesen Fluß hinaus. Das Kind wühlte in den Gräsern des Gartens, versuchte eine Eidechse zu fangen.

– Ist er denn nun gut beim Boule-Spielen? fragte Sara.

– Nicht sehr. Aber ich finde ihn sympathisch. Ein wenig . . . kühl . . . könnte man sagen, ein wenig schweigsam, aber sympathisch.

Das Mädchen erschien am Küchenfenster.

– Also, was gibt es heute mittag?

– Ich weiß nicht, sagte Sara.

– Wenn Sie es nicht wissen, ich weiß es schon gar nicht.

– Wir gehen ins Hotel, rief Jacques aus dem Badezimmer, ich esse nicht hier.

– Dann war's wirklich nicht der Mühe wert, mich in die Ferien mitzunehmen, sagte das Mädchen. Und der da?

Sie zeigte auf das Kind.

– Er wird hier essen, rief Jacques.

– Nein, sagte das Kind, ich geh ins Restaurant mit den Großen.

– Vielleicht kann man ihn mitnehmen, sagte Ludi. Ludi liebte das Kind sehr.

– Nein, sagte Jacques. Ich will, daß wir in Ruhe essen.

– Kaufen Sie ihm Kalbsleber, sagte Sara, und Tomaten.

– Kalbsleber, sagte das Mädchen, wie heißt das in diesem Land?

– Fegato di vitello, sagte Ludi und lachte.

Ludi lachte leicht. Jacques war auch so.

– Nie werde ich das fertigbringen, sagte das Mädchen, mit ihrer Sprache hier. Sie müssen mir das aufschreiben.

– Fegato di vitello, wiederholte Ludi, ich werd es aufschreiben.

Das Mädchen kam auf die Veranda, mit einem Stück Papier und einem Bleistift, und hielt sie Ludi hin.

– Wo holt ihr denn euer Fleisch, fragte Ludi.

– Ich weiß nicht, sagte Sara.

– Beim Metzger, sagte das Mädchen. Da ist es besser als bei dem Verrückten, der den Eltern von dem Minensucher die Seifenkiste gegeben hat.

Jacques kam aus dem Badezimmer, Haare naß, Oberkörper nackt.

– Ach, sagte er, sind die noch da?

– Immer noch, sagte Ludi. Die Frau ist es, glaube ich, die will die Todeserklärung nicht unterschreiben, er, der Mann, täte es schon, aber die Frau gibt nicht nach.

– Es ist ein Jammer, sagte Jacques, wenn man daran denkt, daß sie sie schon soweit bringen werden, zu unterschreiben.

Er sah Ludi an, dann Sara, dann wieder Ludi.

– Los, komm baden, sagte er zu Sara.

– Wenn ich gehe, dann ein bißchen später.

– Also dann los, sagte Ludi und stand auf.

– Aber komm bestimmt, sagte Jacques noch.

Wie unerträglich sie einander auch finden mochten, diese Freunde forderten immer, daß ein jeder da sei, zur Stelle, mit den andern, selbst nachts, abends, beim Boule-Spielen. Was Ludi nicht daran gehindert hatte, über sie zu sagen, was er über sie gesagt hatte, noch Jacques, es zuzulassen. Sie bat das Mädchen, den Hut des Kindes zu holen. Das Mädchen suchte ihn. Das dauerte ziemlich lange.

– Was wirst du anfangen, fragte Jacques, wenn du nicht mitkommst?

– Lesen. Oder nichts tun.

Es gab eine kurze Pause.

– Und der Hut?

– Ist nicht zu finden, sagte das Mädchen. Wenn Sie glauben, daß es einfach ist, mit so einem Fratz . . .

Sie kam heraus und schrie das Kind an:

– Und dein Hut, wo hast du ihn hinverschleppt?

– Weiß nicht, sagte das Kind.

– Er ist vier Jahre alt, sagte Jacques. Sie müßten wissen, wo seine Sachen sind, nicht er.

– Was mir das zum Hals heraushängt, sagte das Mädchen.
– Alles was recht ist, sagte Ludi, ihr solltet nicht dulden, daß sie dauernd so daherredet, man wird es satt, am Ende.

– Die Schuld hat Sara, sagte Jacques. Hauptsache, sie stört sie nicht, solange läßt sie ihr alles durchgehen.

Sara stand auf, ging ins Haus, suchte den Hut. Sie fand ihn sehr rasch, setzte ihn dem Kind auf.

– Also, auf Wiedersehen, sagte Ludi.

Jacques sagte ihr nicht Auf Wiedersehen. Sie gingen. Es kam ihr vor, als nähme die Hitze mit einem Schlag noch zu, seit ihrem Abschied. Einen Augenblick blieb sie so, ohne irgendwas zu tun, auf den Stufen zur Veranda sitzen. Sie stellte sich das Kind in der gräßlichen und gnadenlosen Sonne auf dem staubigen Weg vor und erschrak. Die Kinder lieben es nicht, den Hut aufzusetzen, und sie wissen nichts von den argen Folgen der Sonne. Und Jacques und Ludi waren so gebaut, daß sie es nicht für unerlässlich hielten, Hüte aufzuhaben. Sara versuchte, weniger daran zu denken, es gelang ihr nicht recht. Endlich entschloß sie sich, das Buch aufzunehmen, das auf dem Tisch herumlag, jenes, von dem man glauben mußte, sie lese es, jenes, mit dem sie jeden Morgen aus der Villa herauskam. Es war schon vierzehn Tage her, daß sie es am Tag nach ihrer Ankunft begonnen hatte. Sie machte sich ans Lesen.

Sie las bis zum Augenblick, da das Kindermädchen erschien, fertig, um die Besorgungen zu machen, zehn Minuten. Seit einigen Tagen nun schon hatte das Mädchen einen Liebhaber, einen Zollbeamten des Ortes. Nun klagte es nur mehr über die Hitze, nie mehr über den Ort.

– Geben Sie mir das Geld für die Besorgungen, bitte? Sara holte Geld aus dem Zimmer.

– Heut abend, was tun Sie da? fragte das Mädchen.

Sara sagte, sie wisse es noch nicht, es sei zu früh, um es zu wissen. Allabendlich stellte sich das Problem: wer würde beim Kind bleiben. Und das Kindermädchen hatte diesen Liebhaber, den Zollbeamten, der nur abends Urlaub hatte. Und

abends ging jedermann sehr spät schlafen, um die Kühle zu nützen.

– Ich frag Sie das deshalb, sagte das Mädchen, weil ich heute abend gern ausginge.

– Da Sie es schon so beschlossen haben, frage ich mich, warum Sie mich fragen, was ich tun werde, sagte Sara.

Das Mädchen zögerte.

– Und Sie? fragte sie.

– Ich werde dableiben.

– Jeden Abend so, mir tut das leid für Sie, sagte das Mädchen gutartig.

– Das ist ja nicht wahr, sagte Sara, es tut Ihnen nicht im geringsten leid.

– Wenn ich's Ihnen doch sage . . . es sind diese idiotischen Urlaubsstunden, er hat sie nur abends.

– Ja und doch, sagte Sara, heute abend hätte ich vielleicht Lust, auszugehen.

– Wir können ja sehen, sagte das Kindermädchen, ein bißchen später.

Sie ging. Sara und Jacques mochten sie, sie hatten sogar eine Art Zuneigung für sie. Aber es fiel ihnen manchmal wirklich schwer, ihrer Verärgerung über sie Herr zu werden. Jedermann, außer ihnen beiden, war gegen sie. Sie hatte viele Liebhaber, und kaum, daß sie einem neuen begegnete, kehrte ihre Leichtgläubigkeit wieder, uneingeschränkt, unerschütterlich. Sie mochten sie gern dieserhalb, und ihrer Keckheit wegen, die nicht minder unerschütterlich war und sich gleich blieb aller Welt gegenüber.

Kaum war sie weg, machte sich Sara, ohne Zögern, wieder ans Lesen. Das Haus verfiel in Schweigen. Die Gärten aber rundum waren verödet; seit einer Woche gossen die Bauern sie nur abends. Und auf dem Weg zogen nur Autobusse vorbei und dann und wann ein kleiner Lastwagen, zog nichts vorbei als Lärm und Staub. Und dazwischen erschütterte einzig das Dröhnen der Hornissen um die Blumen herum die dichte, zähe Luft des Vormittags. Und die Sonne strahlte

nicht, denn sie erstickte im dichten Dunst, der den Himmel einschloß wie ein Halseisen. Man konnte nichts tun hierzu-lande, die Bücher schmolzen einem in den Händen. Und Geschichten zerfielen in Stücke unter den dumpfen, lautlosen Schlägen der Hornissen auf der Lauer. Ja, die Hitze zerriß einem das Herz. Nichts widerstand ihr als allein, unberührt, die Lust aufs Meer. Sara legte ihr Buch auf die Stufen zur Veranda. Die andern waren schon im Meer. Oder, sofern sie noch nicht drin waren, würden sie augenblicks hineinspringen. Bereits glückliche Menschen. Sara vermißte das Meer. So sehr vermißte sie es, daß sie sich nicht einmal die Zeit nahm, die Tür zur Villa abzuschließen.

Das Auto war unter einem Schilfdach am Ende des Gartens abgestellt. Um da herauszukommen, mußte man ziemlich lange und umständlich manövrieren. Aber sie war eine recht gute Autofahrerin. In zwei Minuten fuhr sie den Wagen heraus und in fünf Minuten war sie auf dem Platz vor dem Hotel. Sie drängte sich dicht an die Mauer, um ein wenig Schatten von dem Oleander auf den Motor zu bekommen. An dieser Stelle wurde der Weg zum Platz, und in dessen Mitte stand eben jene Platane, von der man an seinen schlimmen Tagen behauptete, keineswegs der Makadam habe sie umgebracht. Unmittelbar auf den Platz blickte das Hotel, der Vorgarten des Hotels, einziger wirklicher Schatten an diesem Ort, da, wo jedermann zu jeder Stunde sich traf, der notwendige geometrische Ort für die Ferien. Sara machte halt. Es war undenkbar, hier nicht haltzumachen, wie alle anderen zehnmal am Tage auch. Sie ging zur Terrasse. Der Mann war dort. Sie sagten einander guten Tag. Dann ging sie ums Hotel herum, ging bis unter Dianas Fenster und rief nach ihr. Diana antwortete, sie komme sofort herunter. Sara war glücklich, daß Diana da war. Sie dachte nicht mehr an das, was Ludi über sie gesagt hatte, sondern nur ans Meer. Sie ging zurück in den schattigen Vorgarten und setzte sich in der Nähe des Mannes. Der Kellner kam. Sie bestellte einen Espresso.

– Ich habe Ludi vorbeikommen sehen, sagte der Mann, mit Ihrem Mann und Ihrem Kind.

– Und Sie, sagte sie, nicht ins Wasser?

– Später. Jetzt wird ein bißchen Boot gefahren.

– Ach ja! Sie fragte: Auf dem Boot ist es gar nicht mehr heiß?

– Überhaupt nicht mehr.

– Muß herrlich sein.

Es war nur zwei Tage her, an einem Vormittag, zur gleichen Stunde, sie kam eben von der Villa, da war es ihm aufgefallen, bestürzend, daß es sie gab. Sie hatte es an seinem Blick erraten. Und seit zwei Tagen führte sie mit ihm, vormittags, zur gleichen Stunde, Unterhaltungen dieser Art.

– Es ist angenehm, sagte er.

Er sah sie an, wie vor zwei Tagen, doch seine Überraschung weniger verbergend. Sie waren allein in dem schattigen Vorgarten und zwischen ihren Worten war das Schweigen beinahe ebenso spannungsgeladen wie über der Landschaft. Er war ein Mann um die dreißig. Allein. Sein Boot war großartig. Noch keiner der Sommergäste war darauf gewesen. Sie hatten alle sehr große Lust darauf, besonders Ludi und das Kind. Bei dieser Hitze, und da doch Ferien waren, dürstete jedermann nach dem Meer, nach baden, nach Spazierfahrten auf dem Boot. Denn es wehte an diesem Ort, ungeachtet der widerspruchsvollen Launen aller, ein brennender Ferienwind. Dieser Mann hatte einen schmalen Körper, einen etwas zerbrechlichen sogar, gebräunten, fürs Meer wie geschaffen. Noch war er allein mit diesem Boot. Als ihm, vor zwei Tagen, bestürzend, aufgefallen war, daß es Sara gab. Es fiel ihm, an jenem Morgen, erneut auf.

Es war sehr heiß, und sie saßen allein zusammen in dem schattigen Vorgarten. Sara fand, er habe den begierig munteren Blick der Freiheit.

– Wenn Sie wollen, sagte er, kann ich Sie mit dem Boot zum Strand fahren.

Es war wohl zwei Tage her, daß er sie bemerkt hatte, aber es war das erste Mal, daß er sich solcherart an sie wandte.

- Ein andermal, sagte sie, ich erwarte Diana. Höchstens wenn Diana mitkäme.
- Wenn Sie es wünschen, sagte er nach einem Augenblick.
- Dann bleibt aber noch die Frage mit Gina, sagte Sara. Wir werden auf sie warten müssen, und das würde uns aufhalten. Vielleicht ein andermal.
- Alles ist sehr verwickelt hier, sagte er lächelnd.
- Ja, es ist ein teuflischer Ort.
- Finden Sie?
- Manchmal schon.
- Es fiel ihr ein, was Ludi ihr gesagt hatte.
- Also, Sie haben gestern abend Boule gespielt?
- Ja, ich war ein Stückchen in diese Richtung gegangen, und da hat mich Ludi eingeladen, mitzuspielen. Ich spiele sehr schlecht.
- Macht es Ihnen Spaß?
- Nicht so sehr.
- Es ist eine Gelegenheit wie jede andere, Leute kennenzulernen.
- Ja, eine gute Gelegenheit, Leute kennenzulernen.
- Finden Sie sie nett?
- Sehr. Er sah sie an: Also auf wann diese Bootsfahrt?
- Diana kam dazu, in hellem Kleid schritt sie aus dem Hotel. Sie war schön. Sie küßte Sara, sagte dem Mann guten Tag.
- Was für eine Hitze, sagte sie.
- Wann? beharrte der Mann.
- Wann immer Sie Lust haben.
- Sie wunderte sich ein wenig. Diana verstand nicht.
- Heute abend?
- Wenn Sie meinen . . . oder morgen früh.
- Er stand auf, nahm einen Strandbeutel und entfernte sich.
- Vielleicht treffen wir uns am Strand, sagte er.
- Er ging auf sein Boot zu.
- Was will er denn? fragte Diana.
- Er wollte, wir sollten mit ihm Boot fahren.
- Ja warum denn nicht? sagte Diana.

Sie wandte sich um, wollte ihn zurückrufen. Sara hielt sie zurück. Es war nicht anders, jedermann wollte auf dieses Boot.

– Ein andermal.

– Aber warum denn?

– Ich weiß nicht, es ist mir lieber.

– Schön, sagte Diana. Ein Campari bitter?

– Es ist zu früh; wir fangen besser ein bißchen später an.

– Einverstanden. Gehn wir hin? Wo ist der Kleine, mit Jacques?

– Ja, mit Jacques und Ludi; ich wollte nicht gleichzeitig mit ihnen hingehen.

Diana drängte sie zu gehen, sie wußte sie unruhig wegen des Kindes. Zum Strand waren es zehn Minuten, aber an diesem Vormittag war die Hitze so schlimm, daß sie, wäre nicht das Kind gewesen, so behaupteten sie, vielleicht im Hotel geblieben wären. So ging es jeden Vormittag. Sie standen eben auf, als Gina ihnen nachrief. Gina war beinahe so groß wie Ludi. Sie war sehr schön, und, auch dies nach Ludis Art, ohne Grenzen, im Zorn ebenso, und im Verzweifeln, wie in der Freude.

– Hast du diesen unmöglichen Ludi gesehen?

– Er ist am Strand mit Jacques. Kommst du baden?

– Warum nicht?

– Komm rasch, sagte Sara.

Gina erbat fünf Minuten, um ihren Badeanzug zu holen. Ihre Villa lag einige dreißig Meter vom Hotel, aber sie beeilte sich nicht. Diana und Sara setzten sich wieder.

– Du wirst es erleben, daß wir doch noch baden werden, sagte Diana, aber zuvor habe ich wirklich Lust auf einen Campari.

– Wenn wir anfangen, hören wir nicht auf, nein, sagte Sara.

Sie schwiegen. Diana sah abwechselnd nach dem Mann, der sich nun mit seinem Motorboot auf dem Fluß entfernte, und auf Sara.

– Toller Ort, was, sagte Sara.